

WELT AM SONNTAG
MORGEN
AM KIOSK

DIE WELT

DAS WAR: SPITZE!
Die Bundesrepublik
verstehen anhand
ihrer Abend-Shows

KUNDENSERVICE 0 8 0 0 / 9 3 5 8 5 3 7

SAMSTAG, 18. MAI 2019

D 2,90 EURO B | Nr. 115

Zippert zappt

Die Verteidigungsausgaben steigen um mehr als zehn Prozent. 47 Milliarden Euro sollen in wichtige militärische Projekte investiert werden. Allein 20 Milliarden sind dabei für die Reparatur der „Gorch Fock“ vorgesehen. Weitere zehn Milliarden können eingesetzt werden für den Aufbau einer Spezialeinheit, die das Verteidigungsministerium von Beratern säubern soll. Überall im Gebäude haben sich Berater verschanzt und weigern sich, ihre Stellung zu räumen, teilweise mit der absurden Begründung, dass sie noch einen Vertrag bis 2030 hätten. Dieses Problem lässt sich nur noch mit brachialer Gewalt aus der Welt schaffen. Die Spezialeinheit soll bis Ende nächsten Jahres einsatzbereit sein, Mitarbeiter von McKinsey beraten das Ministerium in der Aufbauphase. Weitere zehn Milliarden hat die Behörde von Ursula von der Leyen für die Verschrottung von defektem Kriegsgerät eingeplant. Der jetzt schon recht eindrucksvolle Schrotthaufen wächst beständig, demnächst soll Alexander Gerst feststellen, ob er bereits vom Weltall aus zu sehen ist.



DIE GESCHICHTE EINER GROSSEN LIEBE UND EINES FRÜHEN TODES

Er war Autor, Künstler, Bohemien: Carl Jakob Haupt starb am 19. April 2019 mit nur 34 Jahren an Krebs. Hinterlassen hat er ein bewegendes Werk über seine schwere Krankheit, sein leidenschaftliches Leben und die tiefe Liebe zu seiner Frau Giannina. Ein exklusiver Abdruck in der Literarischen Welt



#Free them all
Abdullah al-Fakharany
Am 14. August 2013 lösten Sicherheitskräfte in Kairo gewaltsam ein Protestlager von Unterstützern des kurz zuvor durch einen Militärputsch abgesetzten ägyptischen Präsidenten Mohammed Mursi auf. Beim sogenannten Rabia-Massaker töteten sie laut Schätzungen von Human Rights Watch mindestens 817 Menschen. Einen Tag später wurde der Journalist Abdullah al-Fakharany mit zwei Kollegen verhaftet. Er war Mitglied der Organisation Human Rights Monitor und Direktor des Rassd News Network, das das Militär der Verschwörung gegen die Regierung und der Verbreitung von Lügen beschuldigte. Nach mehr als eineinhalb Jahren Untersuchungshaft folgte die Anklage wegen „Verbreitung von Chaos“ und „Einrichtung eines Versammlungsraums zur Organisation der Muslimbruderschaft und der Herausforderung des Staates“ und im April 2015 das Urteil „lebenslänglich“. Im Mai 2017 wurde die Strafe auf fünf Jahre verkürzt. Die Freilassung hätte eigentlich nach Ablauf seiner fünfjährigen Strafe erfolgen sollen, also am 14. August 2018 – vier Wochen später wurden al-Fakharany und seine Kollegen tatsächlich entlassen.

Brexit: Mays Scheitern läutet Kampf um ihre Nachfolge ein

Labour-Partei bricht Gespräche mit Regierung über EU-Ausstieg ab. Beide Seiten weisen sich die Schuld zu. Konservative konzentrieren sich auf die Frage, wer die Premierministerin beerben könnte

Der Versuch der britischen Regierung, gemeinsam mit der Opposition doch noch einen Kompromiss im Brexit-Streit zu finden, ist misslungen. „Wir waren nicht in der Lage, gewichtige politische Differenzen zwischen uns zu überbrücken“, sagte Labour-Chef Jeremy Corbyn am Freitag in London. Das britische Pfund fiel zum Dollar auf den tiefsten Stand seit Mitte Januar. Es gilt nun als nahezu ausgeschlossen, dass Premierministerin Theresa May ihren Brexit-Deal nach durchbringen kann. Mays Scheitern eröffnet zugleich den Kampf um ihre Nachfolge.

Der Abbruch der Gespräche war absehbar. Während Mays Zuehen auf Labour in der Europäischen Union Hoffnung auf eine späte Lösung geweckt hatte, überwogen in London von Beginn an die Zweifel. Zu hart waren die Fronten auf beiden Seiten. In Mays konservativer Partei lehnen die Hardliner jeden Ausstieg ab, der das Land eng an die EU bindet und damit die künftige Handlungsfreiheit der Briten einschränkt. Corbyns Partei machte den Verbleib in einer Zollunion zur Bedingung. Dies würde bedeuten, dass London auch in Zukunft nach Brüssels Regeln handeln müsste.

Ersten Juniwoche ein Votum über die für den EU-Ausstieg notwendigen Gesetzesvorlagen ins Unterhaus bringen wird. Dies wäre der vierte Anlauf der Konservativen. In London rechnet niemand damit, dass May dies gelingen wird. Womit die nächste Frist näher rückt. Die EU hatte den Briten im April bis zum 31. Oktober Zeit gegeben, um eine Einigung zwischen Regierung und Parlament über den EU-Ausstieg zu finden. Ursprünglich

solte Großbritannien nach mehr als 45 Jahren Mitgliedschaft am 29. März aus der EU ausscheiden. Statt parteiübergreifend einen neuen Kompromiss zu suchen, konzentrieren sich die regierenden Konservativen nun auf die Wahl eines Nachfolgers von May. Diese hatte am Donnerstag angekündigt, dass sie nach dem Brexit-Votum im Juni den Zeitplan für ihren Rücktritt bekannt gibt. In Tory-Kreisen rechnet man damit, dass über die Sommermonate eine Kampfkandidatur stattfindet. Als stärkster Favorit gilt der ehemalige Außenminister Boris Johnson. „Natürlich mache ich das“, zitierte ihn die BBC.

Beide Seiten gaben sich gegenseitig die Schuld am Scheitern der Verhandlungen. May warf Labour vor, den britischen EU-Ausstieg in Wahrheit gar nicht zu wollen und durch die Forderung nach einem zweiten Referendum zu unterminieren. Corbyn wiederum begründete den Ausstieg damit, dass die Premierministerin durch ihre eigene Partei so geschwächt sei, dass auf deren Zusagen kein Verlass sein könne.

Gleichzeitig beeinflusste politisches Kalkül die Verhandlungen zwischen May und Corbyn. Die Tory-Partei, der bei der Europawahl am Donnerstag eine historische Niederlage blüht, will durch einen „weicherem“ Brexit ihre Anhänger nicht noch weiter vergraulen. Corbyn wiederum hatte nie das Interesse, seiner Rivalin über die Brexit-Hürde zu helfen und sie damit im Amt zu stärken. Das dezidierte Ziel des Sozialisten ist es seit Beginn der Brexit-Krise, die konservative Regierung so in die Enge zu treiben, dass eine Neuwahl zum einzigen Ausweg wird. May hatte schon vor dem Abbruch der Gespräche angekündigt, dass sie in der

Das Land ist noch immer so gespalten wie 2016
Bei einem Referendum im Sommer 2016 sprachen sich 52 Prozent der Briten für den Austritt aus der Europäischen Union aus. Brexit-Verfechter und EU-Anhänger stehen sich bis heute feindlich gegenüber. Die Spaltung des Landes sei derzeit genauso tief wie beim Votum 2016, sagte Meinungsforscher John Curtice. Und das sei einer der Gründe, warum eine Lösung so schwierig zu finden sei.

Regierungen in EU-Hauptstädten reagierten deutlich. „Es ist unglücklicherweise eine sehr ernste und sehr negative Entwicklung“, sagte der irische Ministerpräsident Leo Varadkar. Die gesamte Idee des Brexits sei falsch, sagte der niederländische Regierungschef Mark Rutte. Der Prozess habe zu „enormem Chaos und Elend“ in Großbritannien geführt, sagte er in Den Haag. Ein Sprecher des auswärtigen Amtes in Berlin sagte, die Bundesregierung erwarte von der britischen Seite, dass das Zeitfenster bis Oktober genutzt werde. Siehe Kommentar und Seite 6

Wellendorff advertisement featuring jewelry and the slogan 'Zwei Herzen. Eine Liebe.'

Erfolg für Deniz Yücel

Ein türkisches Berufungsgericht hat der Schadensersatzklage von WELT-Korrespondent Deniz Yücel den weiteren Weg durch die Instanzen geobnet. Yücel hatte nach der Entlassung aus der Untersuchungshaft im vergangenen Jahr Ansprüche auf Haftentschädigung geltend gemacht. Er war ohne Schuldspruch mehr als ein Jahr inhaftiert gewesen, davon etwa zehn Monate in Isolationshaft. Die erste Instanz hatte seine Entschädigungsklage ohne Prüfung abgewiesen. Zur Begründung hieß es, das Strafverfahren gegen Yücel wegen des Verdachts der Terrorpropaganda und Volksverhetzung sei noch nicht abgeschlossen, weshalb eine Entschädi-

gungsklage noch nicht eingereicht werden könne. Nun urteilte das Berufungsgericht in Istanbul, die erste Instanz müsse die Klage prüfen. Ob Untersuchungshaft während eines Verfahrens rechtmäßig oder entschädigungspflichtig gewesen sei, könne schon vor Abschluss des Verfahrens geprüft werden. „Wir hoffen sehr, dass mein Mandant für das entschädigt wird, was er erlitten hat“, sagte Yücel's Anwalt Veysel Ok. Das Urteil könne auch anderen Journalisten Hoffnung geben. „Das bedeutet, dass sie wegen des Unrechtes klagen können, das ihnen in der Untersuchungshaft widerfahren ist, noch bevor ihre oft langwierigen Verfahren abgeschlossen sind.“

DIE WELT, Axel-Springer-Straße 65, 10888 Berlin, Redaktion: Brieffach 2410 Täglich weltweit in über 130 Ländern verbreitet. Pflichtblatt an allen deutschen Wertpapierbörsen. Tel. 030 / 25 91 0 Fax 030 / 25 91 71 606 E-Mail redaktion@welt.de Anzeigen 030 / 58 58 90 Fax 030 / 58 58 91 E-Mail anzeigen@welt.de Kundenservice DIE WELT, Brieffach 2440, 10867 Berlin Tel. 0800 / 93 58 537 Fax 0800 / 93 58 737 E-Mail kundenservice@welt.de
DIE WELT digital Lesen Sie DIE WELT digital auf allen Geräten – unter edition.welt.de, auf Smartphone oder Tablet. Attraktive Angebote finden Sie auf welt.de/digital oder auch mit den neuesten Tablets auf welt.de/bundle.
A 3,90 € / B 3,90 € / CH 5,20 CHF / CY 3,90 € / CZ 108 CZK / DK 30,00 DKK / E 3,90 € (Cont.) / I.C. 3,90 € / F 4,10 € / GB 3,60 GBP / I 4,10 € / L 3,90 € / NL 4,00 € / P 3,90 € / PL 17,00 PLN / SK 3,60 €
ISSN 0173-8437 115-20 ZKZ 7109
4 190710 902902 6 0020

Chopard advertisement featuring jewelry and the slogan 'Happy Diamonds Collection'.

Im Schnitt sieben Jahre

Carl Jakob Haupt war Autor, Künstler und Macher des Blogs „Dandy Diary“. Mit 31 Jahren bekam er die Diagnose Magenkrebs. Noch im Schock begann er, ein Buch über seine Krankheit und sein Leben zu schreiben, gewidmet seiner Frau Giannina. DIE LITERARISCHE WELT veröffentlicht, was Carl Jakob Haupt bis zu seinem Tod am 19. April 2019 verfasst hat

Und somit fängt es an.

DER ERSTE TAG

(7. Juni 2016)

Im Schnitt sieben Jahre, das verstand ich noch, obwohl mein Kopf heiß war und seine Stimme dumpf, wie aus einem anderen Raum. Der Arzt saß mir gegenüber und war ganz ruhig. Auch ich war ruhig, nur hörte ich nun nichts mehr, außer meinen immer schneller und immer lauter werdenden Herzschlag, der mir direkt in den Ohren dröhnte.

Paul wartete sicher schon ungeduldig auf mich, der Termin dauerte schließlich länger, als gedacht, wir wollten doch frühstücken gehen, in der Sonne.

Ich hatte nur eine Frage: Werde ich daran sterben? Wahrscheinlich ja, sagte der Arzt, es tue ihm leid und ob ich jemanden hätte, zu dem ich jetzt gehen könne, damit ich nicht allein sein würde mit dieser Nachricht, seine Stimme war immer noch ganz dumpf und entfernt.

Ja, na klar, allein würde ich nicht sein, Paul wartete doch.

Auf dem Weg nach draußen, also erst mal zum Fahrstuhl, ging ich wacklig an der blonden Sekretärin vorbei, die das Einfachste und Klarste sagte, was man dazu nur sagen konnte: „So eine Scheiße.“ Ich packte es nicht, zu antworten. Was hätte ich auch sagen sollen.

Mein Handy funktionierte erst im Erdgeschoss wieder und ich rief Paul an, der doch wartete, aber sein Handy war aus. Wie benebelt strauchelte ich über den Gendarmenmarkt, verloren im Sonnenschein zwischen diesen schönen Gebäuden, dem Konzerthaus und wenigen Touristen, es war ja noch ganz früh, nicht mal Mittag.

Ich wusste nicht, wohin mit mir und suchte nach Paul, den ich schließlich in einem Café fand, in der Sonne sitzend, er las eine Zeitung.

„Können wir gehen?“, fragte ich ihn, noch stehend und er verstand erst nicht und dann sofort und bestellte das Frühstück ab, legte etwas Geld auf den Tisch und wir gingen.

„Ich habe Krebs“, sagte ich und dann nichts mehr.

Paul hatte seinen Arm um mich gelegt und sicher auch was gesagt, aber mein Kopf war heiß und groß und ich hörte nicht zu. Weil er das wohl bemerkte, verfiel Paul in einen angenehmen Aktionismus und telefonierte mit verschiedenen Menschen, um nach Rat zu fragen, den richtigen ans Telefon zu kriegen und doch bitte den Krebs sofort wegmachen zu können. Ich schaffte nicht viel mehr, als einfach nebenherzulaufen, irgendwohin, mit schwindeligem Blick, eher unscharf und nirgendwohin. Und weil wir nicht wussten, was wir tun sollten, liefen wir einfach immer weiter, ohne Ziel, durch eine komplett leere Stadt.

Ich erinnere mich nicht, wie wir in das Café an der Spree gekommen waren oder wie ich erst meine Mutter angerufen hatte und dann meinen Vater, und auch nicht, wie meine Freunde gekommen waren, fünf oder sechs Leute, mit denen ich nun auf Stühlen saß, im Schatten der Bäume, weil es warm geworden war. Da saßen wir nun und wussten auch nicht weiter.

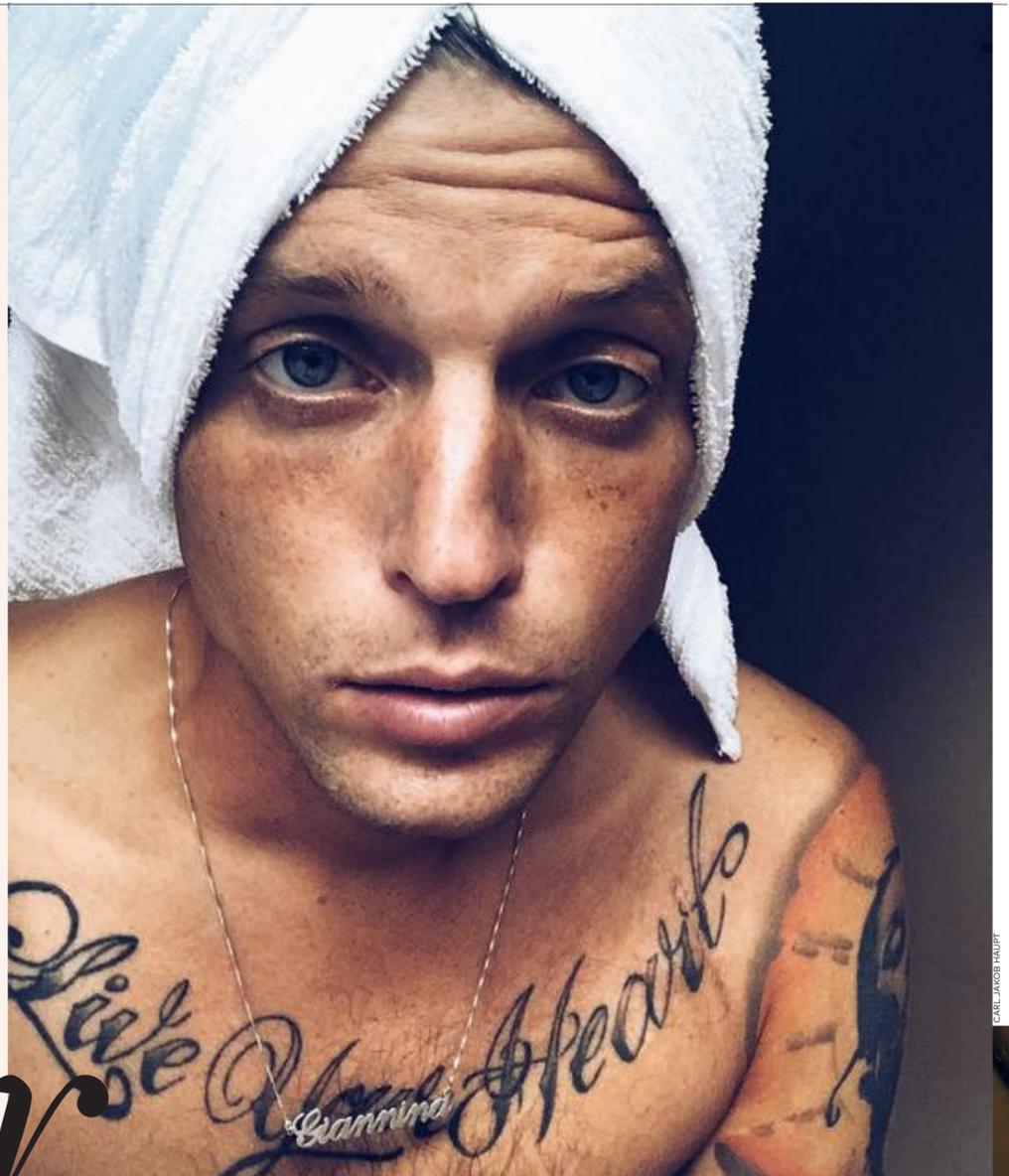
Während die Menschen um mich herum Kinder bekamen, bekam ich Krebs.

Ich hatte die Schmerzen, die meist nicht besonders stark waren, eher ein Unwohlsein, manchmal Krämpfe, aber nur selten wirklich heftigere Schmerzen, schon seit einigen Jahren. Angefangen hatte es wahrscheinlich zu meiner Studienzeit in Hamburg, als ich neben meinem Politikwissenschaftsmaster noch zwei Nebenjobs hatte und mit meinem Freund Tim aufregende Partys auf St. Pauli veranstaltete und deshalb überhaupt keine Zeit hatte, der Sache weiter nachzugehen. Als Student war ich ohnehin nicht besonders spannend versichert, daher gab der nächstgelegene Arzt mir einfach ein paar Tabletten Pantoprazol, das, wie ich später rausfinden sollte, bei so ziemlich jeder Magengeschichte verschrieben wird. Die Schmerzen gingen weg und wenn sie wiederkamen, holte ich mir in der Apotheke neue Tabletten. In der niedrigeren Dosierung bekam man die ohne Rezept und ich nahm dann einfach doppelt so viele. Ein paar Jahre später, als ich schon in Berlin wohnte, gab mir eine Apotheke die Dinger nicht mehr, also musste ich alle paar Wochen zu einer anderen Apotheke gehen und sie mir dort besorgen.

Irgendwann wurde mir das aber zu lästig und ich hatte endlich auch ein bisschen Zeit und die passende Krankenversicherung, eine private also, dank der man monatelange Wartezeiten beim Facharzt vermeiden konnte, um der Sache genauer nachzuspüren.

Ich ließ mir in einer stadtbekannteren Privatklinik in der Friedrichstraße einen Termin geben, bei dem mich dann ein sehr netter Arzt in Feel-Good-Atmosphäre untersuchte – und mir Pantoprazol verschrieb. Na gut, dachte ich, nahm die Pillen, setzte sie nach ein paar Wochen aber wieder ab, weil ich nicht wirklich Lust hatte, bis ans Ende meines Lebens regelmäßig Pillen zu nehmen.

„Während die Menschen um mich herum Kinder bekamen, bekam ich Krebs“: Jakob in Berlin-Mitte. Immer bei sich: Die Kette mit dem Namen seiner Ehefrau



Der erste Tag

Ich wollte wissen, was da los war und die Sache ein für alle mal erledigen. Ganz so war es dann nun eher nicht gekommen.

Eigentlich war bis hierhin, und hier ist eben der 7. Juni 2016, doch alles sehr gut gewesen. Nachdem wir, um unsere neue vegane Imbissbude zu bewerben, schon den gesamten arabisch geprägten Stadtteil Neukölln mit rosafarbenen Postern, auf denen ein Comic-Schwein (was das Logo unseres Restaurants war) und das arabische Zeichen für „halal“ zu sehen waren, plakatierten und die Reaktion darauf nicht mal annähernd eine war, hatten wir nun pinkfarbene T-Shirts drucken lassen, auf deren Rücken die Sau und vorn der „halal“-Schriftzug zu sehen war. Das schien den Salafisten im Viertel dann doch zu viel zu sein, weshalb uns an einem Morgen zwei bärtige Männer Mitte-Ende dreißig durch die Scheiben unseres Restaurants als Huren beschimpften und einer der beiden eine Geste machte, die man vor allem deshalb als Wurf einer Handgranate deuten konnte, weil er vorher – ich kenne das aus Hollywood-Actionfilmen – diesen Sicherheitsring seiner imaginären Handgranate mit den Zähnen entfernte. Ich musste es vormachen. Die Geste war unzweideutig. Später am Abend kam ein weiterer bärtiger Mann am Restaurant vorbei und trat mit einem gekonnten und sicher nicht zum ersten Mal performten sogenannten Roundhouse-Kick direkt in die Fensterscheibe, hinter der ich mit einem befreundeten Pärchen und deren Hund saß und einen veganen Burger aß, der ja nun wirklich „halal“ ist. Die Scheibe sprang, blieb aber ganz. Wir alle waren einigermaßen in Aufruhr, jedoch so geistesgegenwärtig, dem Bärtigen nicht hinterherzuerennen und ihn zu fragen, was das denn sollte. Er schien recht wütend zu sein. Diese Art Radikalität mochte ich, den Thrill einer Situation, die wir mit kleinen Eingriffen zwar provoziert, aber eben keinesfalls vorhergesehen hatten. Davon hätte ich, jetzt im Rück-

blick, gern mehr gemacht. Darum ging es doch eigentlich.

In den vergangenen, eigentlich ja tatsächlich: letzten Tagen, trug ich, sobald ich meine Mietwohnung verließ, eine goldene Klappbrille mit klaren Gläsern. Die hatte mir die Brillenfirma Ray Ban zugeschickt und gehofft, ich würde sie ein, zwei Mal tragen und mich damit fotografieren lassen. Dass diese Brille, die viele für einen weiteren modischen Spleen hielten, nun zu meiner wichtigsten Waffe wurde, die mir half, mich vor zu viel Nähe zu schützen, konnte ja niemand ahnen, ich am allerwenigsten.

Jakob macht nach der Krebsdiagnose mehrere Chemotherapien, in einer achtsündigen Operation in der Charité in Berlin wird ihm der gesamte Magen entfernt. Nach einer weiteren Chemotherapie soll er abschließend vier Wochen eine Rehaklinik in Mölln bei Hamburg besuchen.

MÖLLN

(März 2017)

Fußballfans, altersschwache Omis, fette Frauen mit Diabetes und ein netter Pole, der mich schon seit meiner Ankunft belagert hatte und dringend Freundschaft schließen wollte. Ich weiß nicht, was ich erwartet habe, aber das hier war es nicht.

Kurz vor dem Mittagessen bin ich angekommen und musste mich dann auch direkt beeilen, weil ich um 12.30 Uhr damit schon fertig sein sollte. Mein Platz war an einem Tisch hinten rechts im großen Speisesaal. Mit mir am Tisch saßen fünf Männer und sechs Frauen zwischen Mitte dreißig und Mitte fünfzig. Der Mann rechts von mir, dessen Namen ich mir gar nicht anfangen wollte zu merken, sagte nicht ohne Stolz: „Willkommen am Kindertisch.“ Und tatsächlich: Ich

schaute mich um und dieser Tisch, mein Tisch, war tatsächlich derjenige mit dem niedrigsten Durchschnittsalter. Wir waren umgeben von dahinsiechenden Alten.

Es gab eine Spinatmasse, Kartoffeln, zwei Eier, die ich nicht aß und ungesüßten Schokoladenpudding. Über letzteren ärgerte sich vor allem der Mann rechts von mir sehr, nahm einen Löffel voll und klatschte ihn auf sein Essenstablättchen. Das sei gefärbter Kleister, sonst nichts. Große Heiterkeit am Tisch, Aufbegehren, endlich mal was los. Eine dicke blonde Frau mit sehr dünnen Augenbrauen verabredete sich mit zwei anderen Frauen zum heimlichen Einkauf im örtlichen Edeka. Abends würden sie Mettwurst in den Speisesaal schmuggeln wollen, ob sie mir was mitbringen sollten? Ich lehnte ab und ging auf mein Zimmer. Zimmer 236, in dem ich nun auf den Arzt wartete, der meine Eingangsuntersuchung vornehmen sollte.

Wie lang ich warten sollte, hatte mir niemand gesagt, also versuchte ich die Zeit damit rumzukriegen, indem ich meinen Kofferinhalt in die vier Schränke in meinem Zimmer einsortierte. Ich hatte viel zu viel eingepackt, in den größten Rimowa-Koffer, den ich finden konnte, den ganz großen also, mit dem ich sonst an die schönsten Orte der Welt gefahren war und nun in Mölln saß. Meine Idee war es gewesen, auf diese Art meinen heimischen Kleiderschrank, dessen Rückwand neulich wegen Überfüllung aufgeplatzt war, auszusortieren. Ich nahm also etwa 30 T-Shirts mit und ein knappes Dutzend Pullover und hatte vor, diese immer nach dem Anziehen, spätestens aber bei Abreise wegzuzwerfen. Ich hatte nicht vor, hier zu waschen. Und ich hatte auch nicht vor, Sachen, die ich hier tragen würde, jemals wieder woanders zu tragen. Vielleicht ahnte ich schon,

dass ich jede Erinnerung an diesen tristen Ort verbannen wollen würde. Vielleicht war der Kleiderschrank aber auch wirklich einfach nur zu voll.

Als ich den Kofferinhalt, es müssen gute 25 Kilogramm gewesen sein, das kann ich seit einigen beschämenden Umpack-Manövern an diversen Flughäfen mittlerweile ganz gut einschätzen, in die Schränke eingeräumt hatte, stellte ich den Koffer direkt neben mein Bett. So wollte ich mir, psychologisierte ich aus Langeweile an mir selbst herum, wohl permanent vor Augen führen, dass ich hier nur Gast bin, auf der Durchreise quasi und vor allem bald wieder weg. Es war scheiße in dieser Klinik und ich hasste es schon nach wenigen Minuten.

Die Eingangsuntersuchung hatte ich an meinem ersten Tag hinter mich gebracht. Letztlich musste ich, wie ich es eigentlich immer tun muss, wenn ich mich einem neuen Arzt vorstellte, meine gesamte Krankheitsgeschichte erzählen, wie ich die Krankheit bemerkt hatte und was dann gemacht wurde. Und wie es immer so ist, sind die Ärzte danach ganz erstaunt und es tut ihnen sehr leid, dass das mir passiert ist, weil ich doch eindeutig zu jung für diese Krankheit bin und mich doch immer vegetarisch ernährt habe und ja auch nicht fett bin.

An diesem Morgen des zweiten Tages sollte mir dann noch Blut abgenommen werden und weil das nüchtern passieren musste, sollte ich um 7 Uhr im Zimmer der Schwestern sein. Um 7.02 Uhr klingelte das Telefon in meinem Zimmer und eine Frau keifte in den Apparat, dass ich jetzt aber wirklich sofort kommen müsse und man nicht viel länger auf mich warten würde. Ich rannte also auf Station 1 und ließ mir Blut abnehmen. Danach wog ich mich und die Waage zeigte 69,2 Kilogramm

an. Nicht so schlecht, dachte ich – unklar warum, ich hatte wohl mit weniger gerechnet.

Nach dem Frühstück, einem Müsli mit Joghurt und einer Tasse dünnem Kaffee, und einer Erstuntersuchung durch den Physiotherapeuten war es soweit: Ich verließ die Klinik und würde erst abends wiederkommen, ganz kurz vor Einschluss, der um 22 Uhr sein sollte. Es kam mir ohnehin alles wie im Knast vor, vor allem die strikte Einhaltung der Uhrzeiten. So was kannte ich aus meinem bisherigen Leben nur von Interkontinentalflügen und selbst da schienen die Regeln weicher zu sein als hier, in der Klinik.

Ich fuhr also nach Hamburg und schlief in der Regionalbahn sofort ein. Der nicht mal 24-stündige Aufenthalt in der Klinik hatte mich völlig fertig gemacht.

In Hamburg ging ich in das Restaurant meines Freundes Martin und war erleichtert,

wieder am normalen Leben teilnehmen zu können. Ich aß Spargel und trank einen guten Kaffee und dann direkt noch einen.

Am Nachmittag, und das war der eigentliche Grund und auch die Entschuldigung für meine Abwesenheit in der Klinik, hielt ich einen kurzen Vortrag über Marketing an einer privaten Hochschule und selbst das war eine große Freude und die Teilnehmer wirkten mir auf einmal so viel näher, als sie es sonst immer gewesen waren, wenn ich hier einen Vortrag hielt, ganz einfach, weil die Menschen in der Klinik mir so fern waren, wie ich es lange nicht erlebt hatte oder vielleicht auch nie.

Nach dem Vortrag lief ich durch die Schanze, aß ein Eis und alles war gut. Dann fuhr ich zu Martin und schaute mir seine neue Wohnung an, die sehr schön war und eine monströse Dachterrasse hatte, von der

aus man von Eppendorf bis zu den Mundsburg Towers auf der anderen Alsterseite gucken konnte. Gemeinsam fuhren wir wieder in sein Restaurant, aßen zu Abend, probierten einige Variationen des vom Chefbarkeeper zu kreierenden Sommercocktails und vergaßen die Zeit, bis ich irgendwann erschrak und feststellte, dass ich den letztmöglichen Zug verpasst hatte, der mich noch vor Einschluss in die Klinik gebracht hätte. Ich war kurz davor alles abzubrechen. Meinen Koffer sollten sie mir doch bitte nach Berlin schicken, irgendwann. Und wenn sie mir was klauten, wäre mir das auch egal. Meinetwegen auch alles.

Ich besann mich eines Besseren und die Freundin von Martin war so gut, mich mit seinem Auto, einem pfeilschnellen, nach dem Atem seines Hundes riechenden AMG Mercedes, in die Klinik zu bringen. Auch Martin hatte schon einiges getrunken und es war besser, dass er nicht mehr fuhr.

Zehn Minuten vor Einschluss kam ich in der Klinik an, verabschiedete mich und trotzte traurig zu meinem Zimmer mit der Nummer 236. Ich würde früh schlafen müssen, um 7 Uhr am darauffolgenden Morgen sollte ich die erste Therapie-Einheit haben. Ich war ohnehin müde und schlief bald ein.

Während ich um 6.30 Uhr aufstand, fragte ich mich, was für ein Mensch man denn nun ist, was für eine Art Leben man für sich gewählt hat, wenn man beschließt, den Tag so früh beginnen zu lassen. Die Therapie um 7 Uhr war dementsprechend deprimierend und ich fragte mich, wann die Therapeutin wohl hatte aufstehen müssen, um pünktlich und in der üblichen Physiotherapeutenkleidung, bestehend aus weißer Hose, Gesundheitsschuhen und Polo-Shirt, an der Arbeit zu sein. Ich war sicher besser dran gewesen,

”

„DIE ÄRZTE SIND GANZ ERSTAUNT UND ES TUT IHNEN SEHR LEID, DASS DAS MIR PASSIERT, WEIL ICH DOCH EINDEUTIG ZU JUNG FÜR DIESE KRANKHEIT BIN UND MICH DOCH IMMER VEGETARISCH ERNÄHRT HABE UND JA AUCH NICHT FETT BIN“

Verlobungsfoto, aufgenommen in Nizza am 2. Juni 2018. Weil der Verlobungsring nicht rechtzeitig fertig war, malte Jakob den Ring mit einem Kugelschreiber zum Antrag auf Gianninas Finger



Notizen

Hätte mich über schnellen Tod gefreut.
Will aber noch Botschaft für meine Freunde da lassen.
Sonst wäre ich sofort weg.

Der Albtraum, aus dem man nicht mehr erwacht.
Das bisschen ist dann ab jetzt mein Leben.
Das bisschen Leben.

„Die zweite Runde gegens organisierte
Erbrechen“, sagt die Schwester, als es das
Medikament gegen Kotzen gibt.

Eine Mitpatientin verschluckt sich. Alle anderen Pa-
tienten im Raum (3) gucken panisch. Sie dreht sich
verschämt zur Seite, versucht den Husten zu unter-
drücken und ruft, sie habe sich nur verschluckt und
würde niemanden anstecken.

Sitze am Nachmittag nach der Chemotherapie zu
Hause auf dem Balkon und wünsche mir, dass die
Pumpe weg ist und es kalt auf mich regnet und die
Luft klar wird. Aber es regnet nicht und die Luft wird
nicht klar. Spucke vom Balkon.

Viertel vor sechs. Ganze Nacht wach gelegen. Sigur
Rós gehört. Der Wind weht die frische Luft des ganz
jungen Tages herein, und wenn er etwas stärker weht,
bewegt sich der Vorhang, und die Sonne strahlt he-
rein. Nachts kommt der Tod. Jetzt nicht mehr. Jetzt
kann ich hoffentlich bald und lange schlafen, damit es
schnell vorübergeht.

Als ich eben kotzend in meiner Duschbadewanne saß,
musste ich an meinen Politikprofessor Wolfgang Schrö-
der denken und daran, wie er mir einst am Telefon
sagte, ich sei ein vollkommener Idiot. Damals fand ich
das extrem anmaßend und falsch. Heute weiß ich, dass
er recht hatte, wenn auch aus den falschen Gründen.
Duschbadewanne, was für eine beschuerte Erfindung.
Entweder möchte man doch duschen oder man möchte
baden. In letzter Zeit kombinierte ich aber ohnehin
beides: Ich saß auf dem Boden der Wanne und ließ mir
mit dem Duschkopf in der Hand aus direkter Nähe
Wasser über den Körper laufen. Manchmal schaute ich
mich in der spiegelnden Rückseite des Duschkopfs
selbst an, fand mein Gesicht ein wenig zu kantig und
ließ den Strahl auf meinen Schwanz prasseln. Manch-
mal kotzte ich auch nur und tat sonst gar nichts weiter.
Mein Professor Schröder hatte mich damals, es muss
im vierten oder fünften Semester und ich Anfang
zwanzig gewesen sein, als Idiot beschimpft, weil ich es
nicht hinbekommen hatte, Sponsorengelder in Höhe
von 1.000,- Euro für unsere Podiumsdiskussion „Poli-
tik in der alternden Gesellschaft“ aufzutreiben. Ver-
gangene Woche habe ich eine Party veranstaltet, die
insgesamt 180.000,- Euro gekostet hat, bezahlt von
Sponsoren. Nun hoffe ich, dass es nicht meine letzte
gewesen ist. Sicher ist das allerdings nicht. Und das ist
ziemlich beschissen.

Warum ich dem Professor mit dem großen Kiefer, der
allen Studenten, vor allem aber meinem Freund Björn
und mir eine irre Angst machte, dennoch recht gebe,
mit dem Hinweis, dass ich ein vollkommener Idiot bin,
liegt daran, dass ich jetzt, in dieser saublöden Situation
feststelle, mein Leben nicht radikaler gelebt zu haben.
Jetzt, wo mir die Haare ausfallen, nicht einzeln, son-
dern jedes Mal, wenn ich reinfasse, zwei, drei Dut-
zend, fängt auch der zweite Zyklus der Chemotherapie
so richtig an zu wirken. Hatte die Ärztin die Tage
unmittelbar nach Verabreichung der Chemo-Flüssig-
keiten noch als eher grau beschrieben, war das hier
ziemlich eindeutig schwarz. So fühlt sich Sterben an,
und das hat wohl aus gutem Grund einen noch be-
schisseneren Ruf als der Tod.

Na wegen, wer sagte das noch gleich, dem bisschen
Nachruhm, oder vielleicht auch dem Mitleid und ein
bisschen Trost mache ich das hier sicher nicht. Bringt
mir doch eh nichts und eigentlich will ich nichts da-
von. So wie ich ohnehin sehr wenig will, außer viel-
leicht, dass meine Pflanzen im Wohnzimmer gegossen
werden, die das große Sofa umranken, auf dem ich in
den vergangenen Jahren mehr Zeit verbracht hatte, als
man sich das, trotz aller Gemütlichkeit, amerikani-
scher Serien und spätkapitalistischer Restaurantlie-
ferdienste, dann doch wünschen würde.

Ich mache das hier, um Giannina etwas zu hinterlas-
sen, meine Geschichte, aber vor allem auch etwas
Geld, das man immer noch mit so etwas Antiquiertem
wie einem Buch verdienen können. Zumindest
einen hohen Vorschuss sollte ich mir aushandeln und
davon eine schöne Wohnung anbezahlen, für uns, aber
am Ende dann wohl vor allem für sie.

Und wenn ich wider Erwarten doch länger als noch
ein paar elende Monate leben werde, würde ich sicher
auch noch anderes mit dem Geld anzufangen wissen.
Allzu schwierig scheint das ja nicht zu sein, mit so
einem Buch. Figuren würde ich mir nicht ausdenken
müssen, alles läge doch schon da, hatte Florian Illies
an einem angenehmen Sommerabend in der „Paris
Bar“ in West-Berlin zu mir gesagt. Und wenn es je-
mand wissen müsste, dann ja wohl er, der den Mega-
Bestseller „1913“ über ebenjenes Jahr geschrieben hat-
te und die Figuren, die eben schon da lagen. Wenn ich
mich in meinem Bekanntenkreis so umschaue muss
ich schon sagen: ein Hitler und ein Stalin sind nun
nicht dabei, aber allein die Figur des Philip Mollen-
kott, meines besten Freundes, würde ganze Bände
füllen können.

denn ich musste ja nur drei Stockwerke das
Treppenhaus hinuntergehen, um im Fitness-
raum mit Übungen an geführten Geräten
drangsaliiert zu werden. Der Schwierigkeits-
grad war so lala und wieder mal fühlte ich
mich fremd, weil zu jung für all das und auch
zu mobil, geistig wie körperlich. Aber ich
war nun mal hier und das hatte wohl auch al-
les seinen Grund.

Danach das Frühstück. Die Stimmung am
Kindertisch war wieder kalauerig gut, also aß
ich schnell und ging wieder.

Danach Fitnessgymnastik bei der ersten
zumindest halbwegs hübschen Frau, die ich
hier seit meiner Ankunft überhaupt gesehen
hatte. Es war anstrengend und ich fragte
mich, wie die mitmachenden Omas das denn
alles schafften, wenn ich es doch nur gerade
so packte. Gab es wohl doch einen Grund,
dass ich hier war? Waren wir uns ähnlicher,
als ich dachte?

Nach dem Training das zweite Frühstück,
nur für ausgewählte Patienten, die, die zu-
nehmen müssten, nicht die fetten. Ich aß ein-
e Scheibe Graubrot mit Käse und musste
dann sofort weitergehen, zur „progressiven
Muskelentspannung“. Die angeleitete Übung
war dermaßen entspannend, dass mehrere
Mitpatienten schnarchend einschliefen. Ich
schaffte es, mit größter Mühe, wach zu blei-
ben. Entspannt schienen jedenfalls alle.

Mittagessen. Es gab zerkochte Pasta mit
einem elenden Häufchen Tomatensoße und
Feta. Das Gesprächsthema der anderen: Fuß-
ball und künstliche Darmausgänge. Die Dic-
ke mit der Mettwurst fehlte.

Nach dem Mittagessen folgte mit Aquafit-
ness der wohl entwürdigendste Kurs meiner
Zeit hier. Mit bunten Schaumgurken bewaff-
net machten etwa zehn übergewichtige Fra-
uen, zwei nicht minder fette Herren und ich
Bewegungen im Wasser, angeleitet von ein-
em lustige Sprüche klopfenden Physiothe-
rapeuten in weinrotem Polo-Shirt. Weil ich
zu spät kam und als Letzter ins Wasser ge-
stiegen war, sah ich zum Glück erst am Ende
der Stunde, dass auch einige Mitpatientin-
nen mit künstlichem Darmausgang mitge-
macht hatten. Ich duschte heiß und lang.

Abends, nach dem Abendessen, bestehend
aus zwei Broten mit Käse, schlief ich früh
ein. Ich war fertig vom Tag. Ich schlief elf
Stunden, die Zeit sollte schnell vorbeiziehen.

Der Wecker klingelte um sieben und ich
machte ihn schnell aus, damit mein Zimmer-
nachbar nicht wach würde, obwohl er sicher-
lich ohnehin würde ebenso früh aufstehen
müssen. Die Wände zwischen unseren Zim-
mern waren dermaßen dünn, dass ich viel
vom nicht sehr aufregenden Leben aus Zim-
mer 235 mitbekam. Der hochgewachsene
Mann mit dem dünnen Pferdeschwanz und
dem fliehenden Haaransatz sprach abends
kurz am Telefon mit seiner Partnerin, die er
Schatzi nannte und ansonsten guckte er gern
Actionfilme, in denen viel geschossen wurde.

Gleich nach dem Frühstück, Müsli mit
Joghurt, Kaffee und drei Tabletten, begann
die erste Therapie-Einheit des Tages: Yoga.
Wir machten den Sonnengruß etwa zehn Mal
und uns damit nun wirklich nicht kaputt. Im
Hintergrund lief seichte Musik und Vogelge-
zwitscher. Genau so hatten sich die Omis,
die mit mir am Kurs teilnahmen, Yoga sicher-
lich vorgestellt. Ich wusste es besser, hatte
zwar auch in teuren Berlin-Mitte-Studios
schon Schlimmeres erlebt, wusste aber auch,
dass das hier nichts war, was mich weiter-
bringen würde.

Im Anschluss musste ich auf den Hydro-
Jet, eine mit Wasser gefüllte Gummimatte,
auf der man liegt und von unten mit Wasser-
strahlen massiert wird. Das war nett und ich
nickte kurz ein. Ob ich nun ein gesünderer,
leistungsfähigerer Mensch war, konnte ich
nicht sagen.

Nach einer halbstündigen Pause, die ich
vor lauter Müdigkeit schlafend auf meinem
Zimmer verbrachte, es war gerade erst halb
zehn, ging es mit Fitness-Gymnastik weiter,
also Bodenturnen. Wir spannten unsere
Körper an, wie eine Planke, und hievten eine
halbe Stunde lang Medizinbälle von links
nach rechts. Die Vorturnerin, wohl Physio-
therapeutin, wie die meisten Angestellten,
die ich in meiner Zeit hier sah, versuchte
durch das permanente Anfügen von „meine
Damen und Herren“ eine gewisse Keckheit
in ihre eher schroffen Ansagen zu bringen
und glänzte auch sonst nicht durch Esprit
oder auch nur einem kleinen bisschen Freu-
de am Beruf.

Danach schlief ich wieder ein und ohnehin
war ich den ganzen Tag sehr müde.

Zum Mittagessen hatte ich mir einen We-
cker gestellt, aus Angst vor der Schelte, die
ich bekommen würde, würde ich nicht er-
scheinen. Ich nahm meine drei Tabletten
und aß weich gekochten Broccoli, eine helle
Soße und Kartoffeln, die eine gummiartige
feste Schale zu haben schienen, obgleich sie
offensichtlich geschält waren.

Es hatte nur an diesem neuen Medika-
ment liegen können, dass ich seit Tagen so
furchtbar müde war und weder eine Seite in
einem der Bücher oder einer der Zeitschrif-
ten, die ich vorsorglich mitgebracht hatte,
lesen, noch auch nur zwei Minuten des Tags
vorher laufenden Actionfilms „Stirb lang-
sam 4.0“ sehen konnte, ohne sofort einzu-

schlafen. Auch die elf Stunden Schlaf waren
ja sehr ungewöhnlich gewesen. Ich tat, was
man dann eben tut: Ich las mit immer wie-
der zufallenden, sehr müden Augen die Pa-
ckungsbeilage und stellte fest, dass die Ta-
bletten gegen Übelkeit helfen sollten, dabei
aber sehr schläfrig machten. Übel war mir ja
nun nicht gewesen, daher ging ich zur Ärztin
und fragte sie, ob ich die Tabletten absetzen
könnte. Sie wusste auch nicht, warum sie mir
die Pillen aufgeschrieben hatte, stimmte
meinem Ansinnen also zu. Die restliche Pa-
ckung würde ich aber mitnehmen können.
Ah, super, danke!

Nachmittags musste ich 25 Minuten auf
einen Crosstrainer und im Anschluss zur
progressiven Muskelentspannung, diesem
einschläfernden Kurs mit den schnarchen-
den Mitpatienten. Diesmal schnarchte auch
ich und erwachte selbst von meinem eigen-
en, schnurrenden Sound. Dann war der
Kurs auch schon vorbei und ich maximal ent-
spannt. Ziel erreicht, auch hier: Danke!

Als Highlight des Tages stand die Begrü-
ßung durch die ärztliche Direktorin der Kli-
nik an. Im Vortragssaal begrüßte Frau Pro-
fessor Doktor mich und die anderen schon
vor Tagen angekommenen Patienten mit ein-
em Diavortrag, in dem sie von jedem Mitar-
beiterin und jedem Mitarbeiter ein Foto zeig-
te und jeweils eine kurze Anekdote dazu er-
zählte, wer einfach zu fotografieren war und
wer sich etwas zierte. Außerdem erwähnte
sie auch, dass es in dieser Klinik keine wirk-
liche psychotherapeutische Behandlung für
die Patienten gäbe, da sie sich eher auf die
körperliche Mobilmachung verstanden. Ich
verschluckte mich kurz und war sehr über-
rascht. War ich nicht auch und vor allem des-
halb hier? Der Crosstrainer war zwar schön
und gut und der Druck durch die aufsehen-
den Physiotherapeuten zwang mich dazu,
auch wirklich 25 Minuten zu machen und
nicht wie sonst üblich nach siebzehneinhalb
Minuten abzubrechen. Aber come on? Keine
psychologische Betreuung? Was war diese
Klinik denn eigentlich? Ein sehr intensives
Fitnessstudio mit gerontologischen Mitglie-
dern?

Nach dem Vortrag eilte ich zu meinem
Postfach, in dem ich den Therapieplan für
die kommende Woche erwartete. Dort fand
ich alles wieder, was ich schon gemacht hat-
te: Hydro-Jet, Crosstrainer, progressive
Muskelentspannung, Aqua-Fitness und Fit-
nessgymnastik.

Das gesamte Programm der anstehenden
Woche würde ich mit etwas Motivation in ei-
ner zweistündigen Fitnessstudieinheit ab-
trainieren können, dafür würde ich nicht sie-
ben Tage in diesem Knast mit seinen perver-
sen Essenszeiten und den tristen Mitinsas-
sen verbringen müssen.

Ich aß brav zu Abend, schließlich hatte ich
mich nicht mehr abmelden können, und ging
danach in den nahe gelegenen Ort, das Dorf.
Dort trank ich ein Bier und fasste den Ent-
schluss: Hier werde ich nicht bleiben.

Am darauffolgenden Tag würde ich mich
gegen ärztlichen Rat selbst entlassen. Das
war es nicht wert.

NÜCHTERN

(Februar 2018)

Es war mal wieder Fashion Week und ich hat-
te es mal wieder übertrieben. Nicht in dem
Maße, wie ich es vor einigen Jahren mal
übertrieben hatte, als ich während dieser
vier Tage keine einzige Sekunde schlief, aber
doch genug, dass aus einem Donnerstag-
abend ein Freitagmorgen, ein Mittag und ein
erneuter Sonnenuntergang wurde und ich
mal wieder Gott weiß wie im Dunkeln nach
Hause fand.

Ich war es leid geworden, weil sich das
Versprechen der Nacht, das Unberechenba-
re, das Leichte, verloren hatte und die Näch-
te sich zunehmend gleichen. Wir gingen im-
mer in die selben Restaurants, auf die selbe
Art Party, dann ging es in eine Bar, in einen
Club, ins Hinterzimmer, abgesperrter Be-
reich, bloß nicht gestört werden, von allem
zu viel, dann irgendwann weiter in eine tolle
Wohnung mit Blick über die Stadt oder auch
in ein schmutziges Loch, manchmal auch in
ein Büro oder eine Galerie. Da saßen wir
dann und es ging immer weiter und wenn der
Gastgeber schlafen wollte, ließ er uns ent-
weder bleiben oder wir zogen weiter, in die
nächste Wohnung, auf dem Weg noch ein-
kaufen, damit der Abend, der längste Tag war,
nicht vorüberging.

Das Unberechenbarste, was mir bei all die-
sen immer gleichen Wiederholungen blieb,
war damit aufzuhören. Also stoppte ich alles
und hörte auf zu trinken, weil das der Schlüs-
sel zu allem war. Anfangs wollte ich nur drei,
vier Wochen nichts trinken, bis zu Davids
Geburtstag, den wir mit einer großen Party
zur Ausstellungseröffnung in einem Frank-
furter Museum mit all unseren Freunden fei-
ern wollten, doch dann wurden daraus meh-
rere Wochen, viel mehr als gedacht.

Die ersten Tage waren noch okay, ich hatte
einen brutalen Kater, konnte zwei Tage nicht
aus meinem Bett aufstehen, auf mein Handy
gucken, die Tür öffnen oder auch nur sonst



Kurz vor der Welt-
erobringung: Zwei
Imbissbudenkönige
des „Dandy Diner“



„Bei Guns N' Roses
hatten wir uns von
großen Bieren
angetrunken und
mit Tränen in den
Augen unserer Liebe
versichert, als wenn
das nach all dem
noch nötig gewesen
wäre“. Jakob über
den letzten
Abend vor der
Chemotherapie,
„diesmal für immer“



Hellrider auf der
„Dandy Diary“-Party
zur Fashion Week



Pompöös: Jakob,
Harald Glöckler und
David Kurt Karl Roth
kurz vor ihrem legen-
dären Sommerfest



Boys, verückt: der fliegende „Dandy Diary x Kangaroos“ Streaker-Sneaker



Bed Peace-Hair Piece: Nach einer Chemotherapie verkleidet sich Jakob als Yoko Ono, Giannina als John Lennon



Die letzte Party: Im Februar feiert Jakob im „Chez Fritz“ in München mit Vitali Klitschko und seinem Freund Paul Ronzheimer am Rande der Münchner Sicherheitskonferenz



Roadtrip durch Kalifornien über den Highway 1

irgendwas tun, als zu liegen, im Elend und mich gelegentlich zum Wasserhahn zu schleppen, um diesen schlimmen Durst zu stillen. Auf Nachtleben, Exzess und Alkohol hatte ich keine Lust.

Als es mir wieder einigermaßen gut ging, begann ich mein Leben zu sortieren, Briefe zu öffnen, regelmäßig zu essen, den Müll, der sich in mehreren durchnässten Jutebeuteln in der Küche gesammelt hatte, rauszubringen und solcherlei Dinge eben.

Dann kamen irgendwann die ersten Abende, an denen ich wieder unter Leute ging, die tranken. Das hielt ich kaum aus, bin früh nach Hause gegangen, hatte schlechte Laune und das Gefühl, alles zu verpassen, was Spaß macht. Nachts im Bett konnte ich dann nicht schlafen, weil ich an die anderen denken musste, die draußen waren, high und das Leben lebten, während ich das Gefühl hatte, das nicht zu tun.

Nach Operation und Chemotherapie bleibt Jakob von Januar 2017 bis Mai 2018 krebsfrei, wenn er nicht in Berlin ist, reist er mit Giannina durch die Welt, wohnt in Los Angeles, New York und Kuba. Dann werden bei einer Routineuntersuchung Metastasen in den Knochen festgestellt.

KNOCHEN

(Mai 2018)

Bei der Computertomografie hatte man festgestellt, dass meine Organe zwar gut aussahen, was vor allem bedeutete, dass die Stelle, an denen meine Speiseröhre an meinen Darm angenäht war, gut verheilt und sowohl diese Stelle, als auch die umliegenden Organe aktuell krebsfrei waren. Doch, weil der Radiologe, der Chef der Radiologie immerhin, einer dieser Ärzte mit Schlips und Kragen und sehr großem Büro und dem Habitus eines Mannes, der einen doch wohl heilen können wird, schon bei meinem Eintreten in den Raum bemerkt hatte, dass er Frau Dr. Krüger, meiner Onkologin, der Krebsärztin also, schon Bescheid gegeben hatte, wusste ich: Irgendwas war faul.

Paul war dann tatsächlich meine Wirbelsäule und zwar zwei Wirbel davon. Dort hätte der Radiologe im CT zwei Osteoplasien, also Wucherungen, bemerkt, die vorher nicht da gewesen waren. Eine davon 18 Millimeter groß, am achten Halswirbel, also nicht weit weg vom Kopf und allem, eigentlich direkt im Nacken. 18 Millimeter ist ungefähr so groß wie ein 20 Cent Stück. Der gesamte Wirbel ja eigentlich nicht viel größer.

Ich rannte sofort zu Frau Krüger, weil ich nicht alles verstanden hatte, was der Chefradiologe gesagt hatte und weil er mir eh nicht sagen konnte, was das nun für mich bedeuten würde. Er sprach nur von einem ziemlichen Tiefschlag. Und Ärzte sagen so etwas Drastisches doch eigentlich nie.

Frau Krüger besorgte sofort eine weitere Untersuchung, die aber erst in der kommenden Woche in der nuklearmedizinischen Abteilung würde stattfinden können.

Bis dahin hatte ich noch eine Magenspiegelung mit Vollnarkose hinter mich zu bringen, da lief alles glatt, ebenfalls nichts zu sehen, alles gut und dann sechs quälend lange Tage, in denen ich mir einredete, dass das 18 Millimeter große Miststück am Halswirbel doch vielleicht ein Schatten meiner Halskette gewesen sein könnte, die ich umbehalten hatte, weil ich vor Aufregung vor dem CT und weil ich schon eine Nadel im Arm, einen sogenannten Zugang, hatte, die ziemlich gepickt hat, bei jeder Bewegung, dran gelassen hatte und sie nur etwas nach oben geschoben hatte.

Ich maß die Kette in all den Tagen nicht nach, weil ich auf keinen Fall wissen wollte, falls sie nicht 18 Millimeter groß wäre. Ich wollte die Hoffnung bewahren und am Ende über den Radiologen lachen, der meine schöne goldene Kette mit einem hässlichen Tumor verwechselt hatte. Ich wollte aufatmen können und auf keinen Fall wollte ich mir diesen kleinen Traum zerstören.

In den Tagen bis zur Untersuchung fühlte ich, was ich vorher nie gefühlt hatte: Merkwürdiges in meiner Wirbelsäule, überall eigentlich, aber vor allem natürlich im Halsbereich, wahrscheinlich sehr genau dort, wo ich dachte, dass der achte Halswirbel schon liegen müsste. Sicherlich war alles Quatsch und nur eingebildet oder auch nicht und ich würde bald an diesem beschissenen Tumor am Halswirbel sterben.

Denn wie hätte man den denn behandeln sollen? Den Magen rausnehmen und den Darm an die Speiseröhre nähen, mag ja irgendwie mit moderner Technik funktionieren, aber einen Halswirbel würde man ja nicht einfach wegschneiden können, ohne mich zum Gelähmten zu machen, vom Hals an. Beschissene Aussichten, zumal ich dann nicht einmal mehr in der Lage wäre, mein dann sehr erbärmliches Leben ein Ende zu setzen.

Ich würde vorher einen meiner Freunde briefen müssen, ein auch nicht ganz leichtes Unterfangen, denn er dürfte in keinem Fall singen, sich anderen Mitteilen, oder sich selbst schuldig bzw. strafbar machen, und er

müsste es in jedem Fall durchziehen müssen. Die nächsten Tage verbrachte ich auch mit dem Grübeln darüber, wer dafür der Richtige wäre, wer die Eier hätte, seinen Freund auf dessen Wunsch hin zu töten. Und auch wie.

Das, was der Radiologe noch als ziemlichen Tiefschlag bezeichnet hatte, empfinde ich eher als ordentliche Nackenschelle – zumindest, wenn der achte Halswirbel denn in Nackenhöhe sitzt. Da spüre ich seit der Diagnose nämlich ein permanentes Unwohlsein, manchmal auch einen Schmerz, wo doch vorher gar nichts war, und weil ich nicht komplett bescheuert bin und mir doch hoffentlich nicht noch ein weiterer Scheißkrebs auf irgendein Hirnareal drückt, weiß ich, dass das alles doch nur eingebildet ist und ich mich hier selbst wahnsinnig mache, während ich auf den kommenden Montag warte, an dem die nächste Untersuchung dann Gewissheit bringen soll, darüber, dass das doch bitte schön nur meine Kette war, die der oberste Chefradiologe der weltbekannten Klinik Charité dort gesehen hat.

Es war dann leider doch nicht die Kette. Neben dem Tumor an der Wirbelsäule hatte die nuklearmedizinische Untersuchung noch mindestens zwei, eher aber vier, weitere Tumoren im Beckenknochen gezeigt. Der Krebs war am Skelett angelangt.

GIGI D'AGOSTINO

(Januar 2018)

Wir hielten es für eine ausgezeichnete Idee, zwei Wochen nach Neujahr, mitten im eisigen Januar Berlins eine Silvesterparty zu schmeißen, und weil die Jahrtausendwende schon 18 Jahre her war, feierten wir gleich das Millennium einfach noch mal. Wir besorgten uns über einen Pyrotechniker für mehrere Tausend Euro Feuerwerk, das wir allerdings selbst anzünden sollten, weil er Angst vor der Polizei hatte, mieteten eine Location direkt am Alexanderplatz, dem zentralen Ort der Stadt, luden ein paar Hundert Leute ein und Uwe, der, auf einem Servierwagen rollend, eine Rakete aus dem Arsch in die Menge feuern sollte – und weil eben noch mal Millennium war, wollten wir auch den passenden musikalischen Act haben und versuchten den italienischen Pro-DJ Gigi D'Agostino zu buchen, der um die Jahrtausendwende einige grandiose Trance-Hits wie „L'amour toujours“ und „The Riddle“ gehabt hatte.

Auf der Homepage des Künstlers, die selbst noch aussah, als wäre sie seit dieser Zeit nicht aktualisiert worden, fanden wir als Kontaktadresse lediglich die E-Mail-Adresse eines oder einer G. Cavadini, der ich sofort auf Englisch eine E-Mail schrieb. Als nach einigen Wochen keine Antwort kam, probierte ich es erneut und als auch das nicht funktionierte, waren wir kurz davor uns damit abzufinden, die große Silvesterparty ohne Gigi feiern zu müssen.

Doch dann kam sie die Antwort – von Signore Cavadini – Hard Facts: 30 Minuten Gigi DJ-Set für 20.000 Euro, zehn Tage vor dem Event zu zahlen.

Um die Anreise, so Cavadini, müssten wir uns nicht kümmern. Herr Agostino reist privat an. Wir überwiesen 20.000 Euro in drei Tranchen, Sponsoring-Geld, welches wir einer Fitnesskette zu verdanken hatten, deren Boss uns einst zum Schwanzvergleich herausforderte: Nackt, Bier trinkend, Zigarre rauchend in seinem heimischen Pool. Wir bestanden und konnten uns so den Italo-Dance-Papst leisten.

Doch, wie so oft, kam alles anders: Signore Cavadini sagte uns per E-Mail am Tag des Events ab. Agostino sei krank. Eine Millenniumparty ohne den großen Agostino undenkbar. Wir brauchten ein authentisches Double. Und fanden den großen Bruder von Volkan, einem benachbarten Späti-Besitzers, der sich für 500 Euro, wenn auch etwas widerwillig seinen Bart im Gigi-Style rasierte, Kapitänsmütze, Goldkette und Sonnenbrille aufsetzte und wenige Stunden später vor einer johlenden, nichts ahnenden Partymeute performte.

Vier Wochen später, Signore Cavadini hatte uns, trotz diverser Anrufe und E-Mails, nicht einen Cent der beachtlichen Gage zurücküberwiesen, saßen mein Kompagnon David und ich in einem gemieteten Sportwagen, von Mailand, wo wir uns den neuen Kampagnenfilm eines Alkoholherstellers anschauen durften, nach Lugano, wo der dreiste Aufschneider Cavadini saß.

Während der Fahrt sprachen wir uns Mut zu. Nach Ankunft rief eine etwas irritiert dreinblickende Sekretärin Signore Cavadini, der uns hektisch in den Konferenzraum bat, dort erklärten wir ihm, ziemlich resolut für zwei Männer, die ihren Lebensunterhalt als Fashion Blogger verdienen, dass wir unser Geld haben wollen, jetzt, sofort. Er sei doch nur der Anwalt von Agostino, so Cavadini. Dann griff er zum Telefonhörer und drohte mit der Polizei. Ich schrie ihm entgegen, zu allem bereit: Call the Police!

Ein Bluff: Signore rief nicht die Kantonspolizei und überwies noch am nächsten Tag 20.000 Euro.

NOCH MAL CHEMO, DIESMAL FÜR IMMER

(Juni 2018)

Natürlich hatte ich schlecht geschlafen und vor dem Wecker war ich auch wach gewesen, obwohl Giannina und ich am Vorabend erst aus Nizza zurückgekommen waren, wo wir uns verlobt hatten. Vom Flughafen waren wir dann noch direkt ins Olympiastadion gefahren und hatten uns die zweite Hälfte des Guns-N-Roses-Konzerts angeschaut und uns bei „November Rain“ von großen Bieren angetrunken und mit Tränen in den Augen unserer Liebe versichert, als wenn das nach all dem noch nötig gewesen wäre. Und danach waren wir noch auf ein paar Drinks ins nahe unserer Wohnung gelegene Restaurant „Grill Royal“ gefahren. Wahrscheinlich wollten wir einfach, dass dieser letzte Abend nicht enden sollte.

Trotzdem war ich nun wach und wartete die Minuten ab, bis der Wecker klingelte und ich aufstehen musste. Es würde sich nun alles ändern, das wäre das neue Normal.

Giannina hatte mir einen Kaffee gemacht, während ich geduscht hatte und die Haare gewaschen, weil das in den nächsten zwei Tagen ja nicht gehen würde. Ich würde eine Pumpe an meinen Port gesteckt haben, mit einem Schlauch dran, durch den das Gift der Chemotherapie in meinen Körper gelangen würde. Das würde ich nur eher ungern mit Duschgel und Shampoo vermischen wollen, sonst hätte ich mir den ganzen Scheiß ja auch sparen können und sofort die Kugel geben. Shampoo im Herzen würde sicher nicht gut sein.

Den Kaffee trank ich nicht, weil ich hoffte, so vielleicht während der ersten Stunden der Chemotherapie müde zu sein und schlafen zu können. Im Schlaf würde sich der Horror zumindest ein kleines bisschen besser aushalten lassen, dachte ich und machte mir selbst etwas vor. Ich wusste es besser.

Die Krankenschwestern auf der Krebsstation der Charité taten sehr normal, als sie mich wiedersahen. Gut eineinhalb Jahre war ich hier gewesen und jetzt war ich wieder da. Eine Wiedersehensfreude gab es an diesem Ort nicht, aber auch keine mitleidigen Blicke. Alle taten, was sie immer taten, ein fast mechanisches, dabei neutral freundliches Abarbeiten der einzelnen Schritte. Sämtliche Gefühle wurden hier mit sicherlich gutem Grund weit außen vor gelassen. Anders könnte man das auch gar nicht packen: nicht die Schwestern und nicht die Patienten.

Mein Port wurde angestochen, wie man hier sagte. Ich musste ausatmen, dann tief einatmen und dann kam der Stich mit einer langen Nadel in diesen Schlauch unter meiner Haut, eine handbreit über dem Herzen. Es tat höllisch weh, vermisst hatte ich das nicht.

Ich erinnerte mich an die früheren Chemotherapien und daran, dass mir von einer Kochsalzlösung schlecht geworden war, sagte es der Ärztin, bekam eine andere und trotzdem wurde mir schlecht. So wie mir auf dieser beschissenen Krebsstation eigentlich permanent schlecht war. Das hatte sich bei mir so eingespeichert und begann schon, bevor die Chemie in mein System gepumpt wurde, so wie diese konditionierten Laborratten schon feuchte Speichelmünder bekamen, wenn sie nur die Essenglocke hörten. Irgendwie so was hatte man mir doch im Studium mal erzählt.

Fünf oder sechs Beutel durchsichtiger, geleartiger Flüssigkeit lagen auf dem Tisch neben meinem gelben Liegestuhl bereit, um mir in verschiedenen Abständen ins Blut gepumpt zu werden. Erst mal was gegen die Nebenwirkungen, gegen das Kotzen, gegen allergische Schocks, Durchfall, Schmerzen und was da sonst noch so mitkam, dann eine sehr schmerzhaft brennende Spritze in den Bauch, auch gegen irgendwas, und dann die Chemo in vier zerstörerischen Akten. Manche Packungen liefen zwei Stunden ein, manche nur eine halbe. Je nachdem, was da grad kam und was der Körper in welcher Dosis aushalten würde, ohne zu kollabieren.

Meinen Stuhl konnte ich mit einer Fernbedienung in verschiedene Positionen bringen. Wie schon früher hatte ich mir zu viel zu lesen mitgebracht und neue Musik runtergeladen. Nichts davon würde ich anrühren, auf nichts würde ich mich konzentrieren können. Ich lag einfach nur da, versuchte zu schlafen oder zu dämmern, wollte es einfach nur hinter mich bringen und von Minute zu Minute, von Tropfen zu Tropfen wurde es schlimmer, der Körper kaputter, das Gift wirksamer und ich ein Stück toter.

Es war genauso elend wie früher. Der Tod auf Raten. Und es würde nicht besser werden.

Giannina saß die ganze Zeit neben mir, aber ich konnte nicht viel sprechen. Ich war sofort wie gelähmt, das Kaninchen vor der Schlange, die Kapitulation vor der Zerstörung. Jeglicher Lebensmut wich aus mir und

natürlich hatte es gar nichts gebracht, den Kaffee nicht zu trinken, auch wenn ich ein paar mal kurz einschlief und in monströseste Alpträume glitt.

Es war heiß. Bald schon musste ich pinkeln, mir wurden immerhin einige Hundert Milliliter Flüssigkeit in den Körper gepumpt und weil der Körper das Gift bemerkte, hatte ich viel Durst und trank viel, in der animalischen Hoffnung, es auszuspülen.

Mit dem Infusionsständer schleppte ich mich über den Flur auf die Behindertentoilette, die auch für Patienten mit Infusionsständer gedacht war, versuchte mit den Schläuchen nirgendwo hängen zu bleiben, der Port nicht rauszureißen, was schmerzhaft gewesen wäre und sicher lebensgefährlich, ließ mich langsam aufs Klo nieder, pisste, hatte Durchfall und einen Anfall tiefster Traurigkeit und Lebensunlust, denn das hier war nichts, wofür es sich zu leben noch lohnte. Für Tränen war ich aber zu schwach und der Infusionsständer piepte, weil es Zeit war, für den nächsten Beutel Gift, also riss ich mich zusammen, spülte, zog die Hose hoch, wusch mir die Hände, desinfizierte sie vorbildlich und schleppte mich zurück in den Liegeraum, in dem mein gelber Stuhl stand. Wie immer schaute ich den vier, fünf anderen Patienten nicht in die Augen und sie mir auch nicht. Wir hatten uns nichts zu sagen, was wir nicht ohnehin gewusst hätten. Jeder wusste vom Elend des anderen und das nichts helfen würde.

In all der Zeit auf der Krebsstation sprach ich kein einziges Mal mit einem der anderen Patienten und ich hörte auch sie nie untereinander reden.

Im September 2018 heiraten Jakob und Giannina, auf Sizilien geben sie sich, unter einem hundertjährigen Baum, auf dem Weingut „Castello Pupillo“ das Jawort. Über hundert Gäste feiern ein großes Fest der Liebe. Jakob hält eine bewegende Rede gerichtet an seine Frau.

HOCHZEITSREDE

(9. September 2018)

Einen schönen guten Abend. Ich freue mich sehr, dass ihr alle da seid und dass so viele Freunde und Familie es geschafft haben, trotz sehr knapper Einladung, die ja nicht ganz unweite Reise gemacht zu haben.

Die weiteste Anreise hatten sicher unsere Freunde aus Los Angeles, thanks to Reda, Bill & Tom for making this journey and coming all the way. David und Pia kamen aus Tokio. Paul aus Afghanistan. Und mein langjährigster hier anwesender Freund Zin aus Boston.

Die aufregendste Anreise hatte aber sicher Brandon, der sich wegen eines Flugausfalls von Berlin über Köln, Frankfurt und Rom durchschlagen musste und gute 15 Stunden gebraucht hat.

Besonders möchte ich mich auch bei Rolf und Ellis bedanken, Gianninas Großeltern, die die nicht unanstrengende Reise in die hiesige Hitze auf sich genommen haben – und heute die Familienältesten sind, Rolf ist das, was man hier in Italien den Don nennt.

Danke an alle Gäste, dass sie da sind und mit uns das Jawort feiern.

Man sagt ja, dass es der schönste Tag im Leben sei, so eine Hochzeit. Und das ist sicher nicht falsch. Es ist ein wunderbarer Tag. Für mich ist es allerdings nicht das Jawort, das wir uns heute gegeben haben, das wir feiern. Sondern eines, das Giannina mir vor gut zwei Jahren gegeben hat.

Wir hatten uns gerade kennengelernt und ganz klassisch sofort verliebt. Dann musste sie nach New York, zum Arbeiten. Ich blieb in Berlin und wir schauten mal, wie das so werden würde. Als dann, ein paar Tage war Giannina erst in New York, mir die Ärzte meine Diagnose gaben und ich abends mit ihr telefonierte, das war wahrscheinlich der Zeitpunkt unseres ersten Jawortes. Ohne wirklich zu wissen, was da auf mich und uns zukommen würde, habe ich sie gefragt, ob sie trotzdem mit mir zusammen sein wollen würde, sie müsse ja nun wirklich nicht, jeder würde verstehen, dass das ein bisschen viel wäre. Und wir kannten uns ja kaum, ein paar Wochen vielleicht. Wenige Tage später kam sie aus New York zurück und zog bei mir ein. Und obwohl es die schlimmste Zeit meines Lebens hätte werden können, und sicher in mancherlei Hinsicht auch war, wurde es doch vor allem die schönste.

Seit zwei Jahren leben wir nun zusammen und das nur, weil Giannina damals den Mut gehabt hat, Ja zu sagen. Sie dann in diesem Frühjahr gefragt zu haben, mich zu heiraten, dazu gehörte dann gar nicht mehr viel Mut. Und bei aller Aufregung heute, war auch dieses Ja letztlich eine Wiederholung und eine Erneuerung des einen Jawortes, das Giannina mir vor zwei Jahren gegeben hat, ohne zu wissen, auf was sie sich einlässt. Selbstlos, mutig und stark. Ich hoffe dieses Jawort, diese Liebe und Stärke, zumindest irgendwie und annähernd an sie zurückgeben zu können – und möchte nun nicht auf uns, sondern auf Giannina trinken – die Frau, die ich liebe und mit der ich zusammen doch bitte schön alt werden möchte.

NOTAUFNAHME

(Juni 2018)

Wegen Fieber ins Krankenhaus gekommen. Notaufnahme. Dann auf Station. Mir wurde an diversen Stellen Blut abgenommen, ich wurde per Ultraschall untersucht, etc. Musste in Döschen pinkeln und Kackproben abgeben. Es gab kein Einzelzimmer. Also lag ich erst mit einem schnarchenden 68-jährigen Mann mit Hals und Handtattoo und Augenbrauenpiercing im Zimmer, der schon fest schlief, als ich gebracht wurde.

„Wir hatten uns gerade kennengelernt und ganz klassisch sofort verliebt. Dann musste sie nach New York, zum Arbeiten. Ich blieb in Berlin und wir schauten mal, wie das so werden würde. Als dann, ein paar Tage war Giannina erst in New York, mir die Ärzte meine Diagnose gaben und ich abends mit ihr telefonierte, das war wahrscheinlich der Zeitpunkt unseres ersten Jawortes.“ Jakob und Giannina

In seinen letzten Wochen diskutierte Carl Jakob Haupt mit seiner Ehefrau Giannina die Idee einer Organisation, die jungen Paaren, die wie er und seine Frau von einer Krebsdiagnose aus dem bisherigen Leben gerissen werden, helfen soll. Giannina Haupt: „Jakob und ich hatten durch unsere Jobs die Freiheit, in den Jahren, die wir gemeinsam verbringen durften, trotz des Krebs die Welt zu bereisen und das Leben zu leben. Wir hatten das Bedürfnis, die Erfahrungen, die wir in den letzten Jahren gesammelt haben, weiterzugeben und Menschen in dieser schwierigen Phase zu unterstützen, die nicht die Möglichkeiten haben, die wir hatten.“ Die Organisation befindet sich derzeit im Aufbau, ein Treuhandkonto auf den Namen Haupts wurde bereits eingerichtet.

Wer spenden möchte, kann dies unter DE 374 786 012 505 012 334 00 mit dem Verwendungszweck „Treuhandkonto Carl Jakob Haupt“ tun.





Am nächsten Tag wurde er entlassen. Dann kam ein krumm gehender Mann im Deutschland-T-Shirt. Wir haben kaum gesprochen, ich habe ihn auch wenig verstanden. Meist hatte er seine Zähne draußen. Was ich verstand, war, dass er eine ziemlich kaputte Leber hatte. Vor über zwanzig Jahren hatte der die Trinkerei zwar wohl schon aufgegeben. Aber der Schaden blieb. Seit einigen Jahren war er auch arbeitsunfähig. Gelernt hat er Maurer. Das Fußballspiel Deutschland gegen Südkorea schaute er ohne Ton und als Deutschland verlor und aus der WM ausschied, war er traurig und startete von nun an nur noch aus unserem Fenster im achtzehnten Stock des Charité-Krankenhauses.

Es kam gar nicht mal so selten vor, dass ich nachts wach lag, oft in der Chemotherapie, während der ich ohnehin sehr aufgewühlt war und tagsüber schon vor Erschöpfung viel geschlafen hatte, dass ich mir vorstellte, ich sei nur ein Charakter in einer Reality-Sendung, ähnlich der „Truman Show“, in der Jim Carrey den guten Naivling Truman Burbank spielt, der nicht weiß, dass er permanent von Kameras gefilmt wird und ein TV-Publikum sein Leben zur Unterhaltung und Zerstreuung anschaut. Jedenfalls dachte und denke ich oft, dass ich in einer perverteren Version gelandet sein könnte, in der das Publikum Plaisir daraus zöge, einem Mann dabei zuzuschauen, wie er mit dem Krebs umgeht und an den Nebenwirkungen der Therapie leidet, wie er sich verändert und so weiter. Interessant ist hierbei, dass ich bei diesem nächtlichen Nachdenken immer davon ausging, dass mir die Regie die Krebs Symptome nur einredet oder sie fälscht, dass ich aber gar nicht in echt Krebs hätte und irgendwann alles aufgelöst würde und das Publikum im großen Finale so Erleichterung erfahren würde, durch seinen Helden. Dennoch blieb immer die Frage: Warum gerade ich?

Und die Frage blieb auch, wenn ich diese Gedanken wieder verließ und realisierte, dass ich nicht Truman war.

KASSEL

(2002)

Ich konnte nie besonders gut Nein sagen und andere Menschen zu enttäuschen fiel mir schon seit meiner Kindheit schwer, als ich die Enttäuschung in den Augen meiner Eltern gesehen hatte, nachdem ich schon wieder beim Ladendiebstahl, meist handelte es sich um Playmobilfiguren, Silvesterknaller oder Süßigkeiten, erwischt worden war. Und so zog ich auch aus meiner ersten Wohnung, einem kleinen Ein-Zimmer-Loch im Kasseler Westen, aus, weil ich es nicht über das Herz gebracht hatte, meiner damaligen Freundin aufrichtig mitzuteilen, dass ich nicht mehr mit ihr zusammen sein wollen würde. Ich hatte ihr einen Brief geschrieben und bis der bei ihr ankommen sollte, ging ich nicht an mein Telefon. Für sie müssen es schlimme Tage gewesen sein, nicht zu wissen, was los war mit mir. Und weil ich nicht wollte, dass sie bei mir vorbeikommt, um zu fragen, was der ganze Mist solle, zog ich kurzerhand zu meinem Freund Philip in die WG ein paar Straßen weiter.

Als ich gerade dabei war, meine letzten paar Sachen in den Kofferraum zu räumen, sah ich, wie meine zukünftige Exfreundin die Straße hinuntergelaufen kam, wurde panisch und hielt es für das Beste, mich im Kofferraum zu verstecken. Einzig: Die Kofferraumklappe konnte ich nicht richtig schließen. Und so stand sie plötzlich vor mir und sah zu mir hinab, wie ich im Kofferraum kauerte. Mein Gedächtnis schützt mich heute davor, mich daran zu erinnern, was sie gesagt hat, nett wird es wohl nicht gewesen sein. Ich sollte mich nur selten im Leben kleiner fühlen.

Philip hatte ich gesagt, dass ich nur ein paar Tage, maximal einen Monat, bei ihm einziehen würde. Um das zu untermauern, packte ich meine Umzugskartons gar nicht erst aus. Letztlich sollte ich zwei wilde Jahre in der WG bleiben.

Neben Philip und mir wohnte noch der Jurastudent Bobo, der wie wir gerade mal neunzehn Jahre alt war, und ein deutlich älterer Architekt namens Christoph in der WG. Christoph war steinalt, sicher schon dreißig, genau wussten wir es nicht. Er hatte jedenfalls schon fertig studiert, einen festen Job und spielte Golf. Mein Zimmer lag direkt neben seinem, getrennt von einer schlecht schließenden alten Doppeltür. Zum Einschlafen hörte ich damals gern noisige Hardcore-Musik, die Christoph als Hexengescrei bezeichnete, aber größtenteils tolerierte. Er wollte vor uns Jungs schließlich nicht als spießig, alt oder uncool gelten, was er jedoch zweifelsohne tat.

Das Geld reichte hinten und vorne nicht. An manchen Tagen sammelten wir die umliegenden Pfandflaschen in unserer Wohnung ein und gingen damit einkaufen. Mit Glück kamen wir auf zwei Euro, wovon wir uns zwei Tomaten, eine Packung Nudeln und eine Stange Lauch kauften. Den Lauch nur deshalb, weil wir ihn aus unserer Einkaufstasche

raushängen lassen konnten, was wir extrem cool fanden und uns sicher waren, dass die umliegend wohnenden Öko-Studentinnen das ebenso sehen würden. Zu Hause angekommen, schmissen wir das elende Gemüse sofort weg und kochten uns ein fades Mahl aus Nudeln und Tomaten.

Um nachts in die angesagten Clubs und Discos gehen zu können, kratzten wir regelmäßig all unser Kleingeld zusammen, sodass wir auf gut zehn Euro kamen. Das damit nicht mal in einer nicht besonders teuren Stadt wie Kassel nicht viel anzufangen war, wussten wir, also gingen wir, bevor wir uns ins Nachtleben stürzten, in ein Automaten-Casino und versuchten das Geld zu verdoppeln, um doppelt so viel Spaß zu haben und richtig auf die Kacke hauen zu können, wohingegen wir, so der Plan, nach Hause gehen würden, wenn wir verlor. Wenn Letzteres passierte, gingen wir natürlich nie nach Hause, sondern versuchten uns eben durch die Hintertüren in die Clubs zu schmuggeln, Einlassstempel anderer Gäste mit Haarspray auf unsere Handrücken zu kopieren oder sonst wie in die Discos zu kommen. An Alkohol kamen wir dann auch irgendwie. Meist klaten wir einfach die Drinks anderer Gäste, wenn sie nicht hinsahen, oder griffen hinter die Bar.

DIE METASTASE DRÜCKT AUF DEN NERV, DIE CHEMO KOMMT

(Februar 2019)

Ich war mir unsicher, ob es die ständige Fragerei der Ärzte war, ob ich denn wirklich keine Schmerzen habe, drei, vielleicht sogar vier Ärzte hatten unabhängig voneinander erstaunt danach gefragt. Bisher hatte ich keine Schmerzen gehabt, doch jetzt fühlte sich mein Rücken verspannt an, so wie wenn ich mich verbohnen hatte, vielleicht war nur ein Nerv eingeklemmt, was wusste ich schon. Es würde sicher bald weggehen und ich wollte mich auch nicht verrückt machen.

Der Schmerz wurde dann tatsächlich heftiger. Da drückte in jedem Fall was auf den Nerv. Da ich ohnehin im Drei-Tages-Rhythmus irgendeinen Arzt sah, wartete ich noch und fragte dann einen jungen Oberarzt, der mir Ibuprofen verschrieb und meinte, das Schmerzsymptom würde mit der anstehenden Bestrahlung sicher gelindert werden. Von nun an stopfte ich mir täglich also gut 2000 Milligramm Ibu rein, oft schon vor dem Aufstehen, was ich sonst auch gar nicht geschafft hätte. Schwere Sachen zu heben war nicht mehr drin, schnelle Bewegungen auch nicht und wenn ich mal unsanft auftrat, durchzog es mir den gesamten Rücken.

Ich wartete also auf die radioaktive Bestrahlung, die mit einem Cyber Knife genannten Gerät an mir vorgenommen werden sollte. Man würde nur den Rückenwirbel bestrahlen, um dort eine Bruchgefahr abzuwenden. Die anderen von Metastasen betroffenen Knochen würden in der anstehenden Chemotherapie ohnehin mit angegriffen werden, im besten Fall, eine zusätzliche Bestrahlung an allen Punkten, wäre nur zu anstrengend für den eh schon geschwächten Körper. Irgendwas mit Knochenmark und roten Blutzellen oder so. Ich hörte gar nicht mehr zu.

Nun stand also die Chemotherapie an. Zweimal hatte ich den Scheiß ja schon machen müssen, beide Male allerdings mit klarem Ende. Diesmal sollte es ewig gehen, na ja, relativ ewig, wie die Ärztin halt sagte: „bis ans Lebensende“. Wann auch immer das sein würde. So oder so: kein schöner Ausblick.

Die Schmerzen werden im März 2019 für Jakob immer schlimmer, er muss starke Medikamente nehmen. Weil nun auch im Knochenmark Krebs festgestellt wird, schwindet seine letzte Hoffnung und er entscheidet sich mit seiner Ehefrau nach Bad Saarow in ein buddhistisches Hospiz, an einem wunderschönen See gelegen, zu gehen. Seine Familie ist in der Nähe, auch seine engsten Freunde aus Berlin sind gekommen, um da zu sein. In der Nacht zum Karfreitag, nur wenige Stunden nach der Ankunft in Bad Saarow, geht es ihm immer schlechter. Jakob stirbt am Morgen des 19. April um 8.10 Uhr in den Armen seiner Frau, so wie er es sich gewünscht hatte. Er wird am 3. Mai 2019 auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof in Berlin beerdigt. In einer letzten persönlichen Notiz hinterlässt er eine Rede, die sein Trauzeuge Tim vor der Trauergemeinde hält:

Ich würde gern selbst eine Rede halten. Aber weil das nicht mehr geht, muss Tim sie vorlesen. Rede auf Gia und unsere Liebe. Du bist das Erste, an das ich denke, wenn ich morgens aufwache und das Letzte woran ich denke, wenn ich einschlafe. Und das, seit wir uns kennen. An jedem Tag. Und so wird es auch jetzt gewesen sein, wenn ich zum letzten Mal eingeschlafen bin.



„Jetzt ist
später
für immer“

PETER MACKEN

„Du bist das Erste, an das ich denke, wenn ich morgens aufwache und das Letzte, woran ich denke, wenn ich einschlafe. Und das, seit wir uns kennen. An jedem Tag. Und so wird es auch jetzt gewesen sein, wenn ich zum letzten Mal eingeschlafen bin“: Auszug aus der Trauerrede, die Carl Jakob Haupt vor seinem Tod verfasst hatte und die er bei seiner Beerdigung vorlesen ließ. Das Bild zeigt ihn und Giannina bei ihrer Hochzeit auf Sizilien